

über lebensphilosophie

Einübung in ein zukunftsfähiges Denken

Vortrag von Dr. Thomas Oser

gehalten im Rahmen der Vortragsreihe „Forum zukunftsfähige Stadt – Nürtingen“ am 22. Oktober 2014 in der Alten Seegrasspinnerei in Nürtingen

A. Wider den Wachstumszwang

Treffen sich zwei Planeten, klagt der eine dem anderen: „Ich habe Mensch“, beruhigt ihn der andere: „Keine Sorge, das geht vorbei!“

Dieser Witz kursiert unter Umweltaktivisten, die schwarzen Humor nicht scheuen. Denn was hier an die Wand gemalt wird, ist nichts anderes, als dass die Menschheit eines Tages vom Erdball verschwinden könnte. Vielleicht wird man sagen, früher oder später wird das eh geschehen, das sei eben der Lauf der Dinge. Wie auch immer: Heiß diskutiert wird jedenfalls die Frage, ob die Menschen diesen Prozess mit ihrer gegenwärtigen Lebensweise beschleunigen. Diejenigen, die dies bejahen und ernsthaft nach Lösungen suchen, wie die menschliche Kultur auf einer neuen Ebene wieder in Einklang mit der natürlichen Mitwelt kommen kann, teilen sich ganz grob in zwei Richtungen:

Die eine geht davon aus, dass wirtschaftliches Wachstum weiterhin mehr oder weniger unbegrenzt möglich ist – und zwar dann, wenn sich dieses nachhaltig gestaltet. Man spricht dabei u.a. von „grünem“ oder „intelligentem Wachstum“ – gemeint ist damit eine ökonomische Expansion, die keine Umweltschäden mehr nach sich zieht, weil die natürlichen Ressourcen wesentlich effizienter genutzt, zudem keine Abfälle produziert und ausschließlich regenerative Energien eingesetzt werden.

In eine andere Richtung – zweifellos noch marginal ausgeprägt, zumindest was die politischen Parteien betrifft – weisen die so genannten Wachstumskritiker. Ihr Credo lautet schlicht: „In einer endlichen Welt ist kein unendliches Wachstum möglich.“ Sie gehen davon aus, dass eine weitere ökonomische Expansion zwangsläufig zu schwerwiegenden, wenn nicht gar katastrophalen ökologischen Schäden führt bzw. schon geführt hat, von denen vor allem die weniger entwickelten Staaten betroffen sind. Auch das Konzept des „grünen Wachstums“ halten sie letztlich für nichts anderes als eine Mär, welche

verschleiert, dass alles im Grunde genauso – wenn nicht gar schlimmer – weitergeht wie bisher. Nachhaltigkeit, die diesen Namen verdient, kann den Wachstumskritikern zufolge letztlich in nichts anderem als „Degrowth“ (dt. ‚Entwachstum‘ oder ‚Postwachstum‘) bestehen. Ein solches würde selbstverständlich auch die Früchte eines „grünen“ Wirtschaftens nutzen.

[Erste Insel innerer Reflexion: Was ist Ihre Haltung zur Wachstumsfrage?]

Ich möchte mich erst einmal auf die Seite der Wachstumskritiker schlagen und zumindest einen großen Teil des Weges mit ihnen gehen. Dies nicht auf Grund ihrer ökonomischen und ökologischen Argumente, die durchaus erwägenswert sind [→ Otmar], sondern aus Gründen, die mehr philosophischer Natur sind: Ich kritisiere ein fortschreitendes zwanghaftes Wirtschaftswachstum, weil es einem gelingenden bzw. guten menschlichen Leben entgegensteht. Diesen Punkt berühren zwar auch die Wachstumskritiker immer wieder, gehen aber oft nur unzureichend darauf ein.

Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen, sei gesagt: Die Kritik am Wachstumszwang zielt vor allem auf das zweite Wort, den Zwang, dass es z.B. in der Natur, aber auch in der menschlichen Kultur Formen des Wachsens gibt, die gutzuheißen und sogar unverzichtbar sind, werden wir später noch sehen. Die Totschlag-Alternative, die gerne gegen die Wachstumskritiker ins Feld geführt wird: „Wachstum um jeden Preis oder Rückfall in die Steinzeit“ – beruht meiner Ansicht nach nicht auf seriösem Fachwissen, sondern zeugt vielmehr von Fantasielosigkeit.

Beginnen wir mit einem unverfänglichen, wenn auch nicht ganz unproblematischen Befund: Empirische Studien haben ergeben, dass das Glückserleben oder die Zufriedenheit von Menschen – was immer damit auch genau gemeint ist – nur bis zu einem bestimmten Grad vom materiellem Wohlstand abhängt. Was konkret Deutschland betrifft, so ist die Wirtschaftsleistung bzw. das Bruttoinlandsprodukt seit 1950 um das Vierfache gestiegen, der Glücksindex blieb hingegen auf mehr oder weniger dem gleichen Niveau.

Unser Leben ist also demnach durch unseren gestiegenen Wohlstand nicht glücklicher oder erfüllter geworden, dennoch aber – und darüber lässt sich erst einmal nur stauen – richten wir unsere persönlichen Lebensziele häufig danach

aus, dass unser Einkommen steigt. Dieser Befund gilt noch mehr im politischen Bereich: Der Erfolg einer Regierung wird immer noch daran bemessen, ob sie die Wirtschaft anzukurbeln vermag. Wirtschaftswachstum ist zu einem Selbstzweck geworden und keine der größeren Parteien, die Grünen eingeschlossen, traut sich eine andere Richtung einzuschlagen. Wir sitzen also in der Wachstumsspirale fest: gesellschaftlich und auch persönlich – ob wir wollen oder nicht. Man würde es sich zu einfach machen, wenn man allein raffgierige Kapitalisten oder Spekulanten dafür verantwortlich machte, das System hat sich vielmehr längst verselbstständigt: Wenn jemand nicht mitzieht, wird er einfach durch den nächsten ersetzt.

Eine hoch interessante Frage ist es, wie es überhaupt zu diesem Wachstumszwang gekommen ist: Dazu möchte ich heute lediglich in Form von zwei Fragen mein Staunen ausdrücken: Wie war es möglich, dass der Mensch, der irgendwann angetreten ist, sich von allen natürlichen und religiösen Schicksalsmächten zu befreien, selbst eine neue Schicksalsmacht geschaffen hat – nämlich die des Wachstumszwanges? Wie konnte sich der Mensch in diesem neuen Netz scheinbar so unentwirrbar verfangen, dass er nun glaubt, es sei ein Naturgesetz?

Leichter zu beantworten, ist die Frage, was den Wachstumszwang aufrecht erhält und forciert: Nicht zuletzt hängt er nämlich mit dem Geldzins zusammen, der für uns heute alternativlos zu sein scheint, während er zum Beispiel im christlich geprägten Mittelalter an den Pranger gestellt wurde. Wenn heute ein Unternehmen einen Kredit aufnimmt, um investieren zu können, muss es zwangsläufig seinen Umsatz maximieren, um die Zinsen auf seinen Kredit bezahlen zu können und darüber hinaus noch einen Gewinn zu erwirtschaften. Auch Aktiengesellschaften befeuern den Drang zum Wachstum, stieren doch Aktionäre – zumindest zurzeit noch – mehr auf den kurzfristigen Profit, als dass sie qualitative Kriterien in Betracht zögen wie die ökologische und soziale Verantwortung eines Unternehmens. [→ Bernd]

Nach diesen Erklärungen wollen wir zu unserer Ausgangsthese zurückkehren und fragen, inwiefern dieser Wachstumszwang unser Leben deformiert bzw. einem gelingenden und guten Leben entgegensteht. Ich werde im Folgenden vier Phänomene herausgreifen, die kennzeichnend für unsere moderne Zeit sind:

Erstens stachelt unser ökonomisches System, dem gewissermaßen ein Zwang zum beständigen Wachsen eingepflanzt ist, unsere **Gier** an bzw. bringt diese – so die radikalere These – allererst in die Welt. Vor allem kapitalistisches Wirtschaften beruht darauf, dass immer mehr marktfähige Waren und Dienstleistungen konsumiert werden. Zugleich wird ein Knappheitsszenario entworfen. Anders würde die Wirtschaftsleistung nicht wachsen können. Das kann man aktuell bei der Energiewende, die womöglich gerade zum Scheitern verurteilt ist, sehen: Die großen Energiekonzerne haben kein Interesse daran, dass unsere Stromversorgung auf Sonnenenergie umgestellt wird. Und zwar deshalb, weil diese Energie im Unterschied zum Öl eine nach menschlichem Ermessen unendliche Ressource darstellt und deshalb auch kostenlos zu haben ist; zugleich kann sie anders als die Kernkraft auch dezentral, d.h. ohne die Großkonzerne, genutzt werden.

Wie auch immer: In Form von Werbung und anderen teils versteckten, aber umso raffinierten Strategien werden wir dazu gebracht, nie mit dem zufrieden zu sein, was wir gerade haben. Bis zu einem gewissen Grad war es sinnvoll, dass diese Dynamik in der Geschichte in Gang kam, verschaffte sie uns doch die materiellen Mittel, die wir für ein gutes Leben brauchen. Für die so genannten reichen Länder – mit Ausnahme derer, die in diesen an oder unter der Armutsgrenze leben – ist der Grad der berechtigten materiellen Sättigung längst erreicht. Die eher immer größer werdende Gier verhindert etwas Wesentliches, was zu einem gelingenden oder guten Leben gehört: das Gefühl, einfach zufrieden zu sein, wenn die wirklichen materiellen Bedürfnisse befriedigt sind.

Zweitens – und dies liegt bereits im ersten Punkt beschlossen – zeichnet sich die Moderne durch eine zunehmende **Monetisierung** aus: D.h., dass tendenziell jedes Gut und jede Tätigkeit zu einer Ware wird, also zu etwas, das für Geld gekauft werden muss. Stellen wir uns nur vor, wie Kinder noch vor 40, 50 Jahren gespielt haben und wie viel Geld heutzutage nötig ist, um Kindern ihre Wünsche zu erfüllen! Ich möchte behaupten, dass es Kinder bei uns heute nicht unbedingt besser haben als früher.

Aber ohne diese Ausweitung des Marktes könnte die Wirtschaft nicht wachsen. Die Folge ist, dass Waren und Dienstleistungen – letztlich Geld – immer mehr unser Leben dominieren. Dies macht den Spruch „Geld regiert die Welt“ mehr

als plausibel. Die Dinge dagegen, die nicht käuflich sind, werden dagegen immer mehr an den Rand gedrängt; es wird immer schwerer, diese zu bewahren, da sie zunehmend dem Marktdruck ausgesetzt sind. Die nicht-käuflichen Dinge wie Freundschaft oder ein besonderes Naturerlebnis sind aber die eigentlich bedeutsamen im Leben eines Menschen. Das kann jeder verlässlich nachprüfen, wenn er ernsthaft seine Sterblichkeit bedenkt und sich fragt, was sein Leben bisher wirklich erfüllt hat.

Drittens führt unser Wirtschaftssystem zu stetig wachsender **Konkurrenz** zwischen seinen Akteuren bzw. den Individuen: Kapitalistisch wirtschaften bedeutet, dass jeder Einzelne, jedes Unternehmen, jedes Land eigennützig seinen Interessen nachgeht. Es gehört zu den Gründungsmythen des Kapitalismus, die heutzutage von den Neoliberalen wieder aufgewärmt werden, dass es letztlich für das Wohl aller das Beste sei, wenn wirtschaftlich jeder seinem Eigennutz folge. Überhaupt belebe Konkurrenz das Geschäft – auch was die persönliche Entwicklung angehe.

Deshalb wächst auch stetig das Angebot an Dienstleistungen, die eine Optimierung selbst des privaten Lebens versprechen: mehr Kreativität, mehr Kommunikationskompetenz, mehr Sex, mehr besseren Sex – kurz: Man ist nie gut genug, man darf nie mit sich zufrieden sein, wenn man mit anderen erfolgreich konkurrieren will. Wir werden also immer weiter in der Selbstmaximierungsspirale nach oben getrieben. Das Perfide daran ist, dass wir glauben, dies freiwillig zu tun, weil das Zwanghafte dieser Selbstoptimierung längst unsichtbar geworden ist.

In der Tat hat das Konkurrenzprinzip eine ungeheure Dynamik freigesetzt, die zu großem materiellem Wohlstand geführt hat: Seit der Antike wissen wir zudem, dass Sportwettkämpfe, also das agonale Prinzip, die Menschen regelrecht in den Bann schlägt. Und dennoch behaupte ich, dass diese Form der Konkurrenz, auch wenn sie zur Natur des Menschen gehören sollte, letztlich nicht nur eine destruktive, sondern auch armselige Kraft ist – verglichen mit den Potentialen, die in uns Menschen heute noch weitgehend schlummern: Verbundenheit, Mitgefühl, Solidarität und wirkliche Kooperation.

Viertens schließlich kennzeichnet die Moderne eine unumkehrbare Tendenz zur **Beschleunigung**. Diese hängt mit dem Konkurrenzprinzip aufs Engste zusammen: Im Wettkampf um Marktanteile kann ich letztlich nur bestehen,

wenn ich das Gleiche oder noch mehr in weniger Zeit leiste. Jeder kennt den Spruch: „Zeit ist Geld.“ Diese Realität durchdringt mehr und mehr unsere gesamte Lebenswirklichkeit: Alles wird immer schneller, muss immer schneller werden. Entspannungskurse machen da keine Ausnahme, sie zeugen vielleicht von dem Wunsch, zumindest zeitweise mal zur Ruhe zu kommen, im Grunde aber sind sie nicht viel mehr als ein weiteres Training dafür, um in der immer rasanter werdenden Lebensralley überhaupt noch mithalten zu können.

Natürlich gibt es auch eine nachvollziehbare Faszination an der Geschwindigkeit und in manchen Situationen ist es ganz einfach wünschenswert, wenn es schnell geht: So sollte der Kellner das Essen auf den Tisch bringen, solange es noch warm ist. Wenn aber die Tendenz zum Immer-schneller zwanghaft wird, führt Beschleunigung zu einem Druck, der letztlich krank macht und eine wesentliche Lebensqualität, auf die ich später noch eingehen werde, verhindert: die Muße. Das Versprechen jedenfalls, das seit der Industrialisierung immer zu hören war, dass nämlich durch zunehmende Effizienz die Arbeitszeit spürbar verkürzt wird und damit Zeiträume für Muße geschaffen werden, hat sich bisher nicht erfüllt. Und unter den gegenwärtigen Bedingungen wird sich daran auch niemals etwas ändern.

Auch wenn diese Liste sicher noch unvollständig ist, müsste doch die eingangs formulierte These hoffentlich zumindest ein wenig plausibler geworden sein: Der Wachstumszwang steht einem gelingenden und guten menschlichem Leben entgegen, sofern dieses nicht zuletzt durch basale Zufriedenheit, Verbundenheit, Solidarität, Kooperation und Muße ausgezeichnet ist.

B. Gibt es Auswege aus der Wachstumsspirale: schlechte und wahrhafte Unendlichkeit?

Damit stehen wir aber vor der nächsten Frage: Wenn der Wachstumszwang uns eher schadet als nutzt, warum schütteln wir ihn dann nicht einfach ab? Diese Frage ist mindestens genauso schwierig zu beantworten wie die nach der Genese dieses Zwangs. Machen wir es uns zunächst einfacher und schauen uns an, wie die meisten Wachstumskritiker den gewünschten Wandel im persönlichen Verhalten und in der Politik bewerkstelligen wollen:

Vorherrschend ist eine bestimmte Art von Moralismus: Du sollst nicht mehr fliegen! Du sollst kein oder zumindest weniger Fleisch essen! Du sollst nicht so lange duschen – zumindest nicht warm! Und so weiter... Auf politischer Ebene sollte der Gesetzgeber entsprechende Verbote und Beschränkungen erlassen, um so wenigstens die krassesten Auswüchse des Wirtschaftswachstums einzudämmen. All diese Sollens-Forderungen sind meist gut gemeint und objektiv betrachtet wohl auch nicht falsch – aber führen sie auch zum gewünschten Ziel?

[Insel innerer Reflexion: Wodurch werden Sie motiviert, ihr Leben in positiver Weise zu verändern?]

Meine These ist, dass Sollens-Vorschriften allenfalls eine kurzfristige Verhaltensänderung bewirken, auf die Dauer bleiben sie aber wirkungslos, weil sie nur unseren Kopf ansprechen und nicht auch unsere Gefühle und Neigungen. Sie gehen aber nicht nur am konkreten Menschen vorbei, sondern auch an unserer modernen Lebenswirklichkeit mit ihren Zwängen, wie wir sie oben beschrieben haben.

Damit Sollens-Vorschriften aber dennoch wirksam werden, so geht das nur mit Zwang. Zwang ist aber nur in Ausnahmesituationen und deshalb allenfalls punktuell gerechtfertigt. Denn politisch könnten so zuletzt autoritären Bestrebungen der Weg gebahnt werden, die, um die Menschheit, ja die Welt zu retten, selbst vor einer Öko-Diktatur nicht zurückschrecken.

Ich möchte deshalb einen anderen Weg aufzeigen, wie ein Ausstieg aus der Wachstumsspirale zumindest auf individueller Ebene möglich ist. Meine These lautet: Es bedarf positiver Erfahrungen, die einen freiwillig und zugleich mit Freude dazu bringen, den Verzicht auf immer mehr materiellen Wohlstand als ein Gewinn zu erleben. Und dieser Gewinn muss letztlich sogar größer und auch attraktiver sein als die Versprechungen des herrschenden Marktes.

Dies ist einfacher gesagt als getan, denn eben diese Versprechungen reichen im wahrsten Sinne bis ins Unendliche. Wie das? Indem uns in Aussicht gestellt wird, dass wir unbegrenzt konsumieren und Geld anhäufen können, wird uns suggeriert bzw. suggerieren wir uns selbst, dass wir nahezu allmächtig sein können: Alles ist letztlich für uns zu haben – gegen Geld; und alles ist letztlich machbar – technisch.

Die Kehrseite dieses – ich benenne es einmal mit einem pathologischen Begriff – Wahns bleibt aber meist verdeckt: Die Dynamik der unbegrenzten Anhäufung und Maximierung wird ja gerade angetrieben durch ein unauslöschliches Gefühl der Leere und Schwäche. Dahinter verbirgt sich nichts anderes als eine Suchtstruktur: Was immer ich an materiellem Reichtum und Macht anhäufe, es ist nie genug, es braucht immer mehr und man kommt nie an ein Ende. Die scheinbar grenzenlose Fülle und Macht offenbart sich in Wahrheit also als absolute Leere und Ohnmacht: Denn wir versuchen das Unendliche zu erreichen, indem wir Endliches wie Konsumgüter oder Geld anhäufen. Das hat Hegel „schlechte Unendlichkeit“ genannt.

Noch anschaulicher wird dieses Phänomen, wenn wir die Besonderheiten des Geldes näher ins Auge fassen: Geld war eine geniale Erfindung, weil es den Tauschhandel radikal vereinfachte. Man brauchte nicht mehr lange mit einem Huhn oder sonst was über den Markt laufen, um jemanden zu finden, der dieses gegen ein von mir gewünschtes Gut tauschte. Dafür war nun das Geld da: ein mehr oder weniger universales Tauschmittel.

Problematisch wird das Geld erst dann, wenn es nicht mehr als Tauschmittel im Umlauf ist, sondern gehortet wird: Während es bei Gebrauchsgütern mehr oder weniger eine natürliche Grenze dafür gibt, wann man genug davon hat – außer man heißt Imeldi Marcos und hat selbst mit 2700 Paar Schuhen nicht genug -, verhält es sich beim Geld anders: Dieses hat kein im innewohnendes Maß: Wenn ich das Zehnfache verdienen kann, dann neige ich meist dazu, es auch mitzunehmen, selbst dann, wenn ich nicht mehr weiß, was ich konkret damit kaufen will. Und wenn das Zehnfache, dann auch das Hundertfache, Tausendfache und so fort. Wie astronomisch die Summen werden können, zeigt sich besonders deutlich bei hochriskanten Spekulationsgeschäften am gegenwärtigen Finanzmarkt. Gelderwerb, sofern er sich zum Selbstzweck aufschwingt, ist also auch eine Erfahrung „schlechter Unendlichkeit“, weil er nie das Gefühl vermittelt, dass es genug ist.

Begeben wir uns jetzt also auf die Suche nach Erfahrungen, die nicht nur ein gelingendes und gutes Leben wesentlich ausmachen, sondern darüber hinaus auch den Versprechungen des Marktes überlegen sind. Klar ist schon jetzt, dass es auch bei diesen in irgendeiner Weise um Unendliches gehen muss – nur anders, nur erfüllter als beim unbegrenzten Konsumstreben und Gelderwerb.

Denn welcher Süchtige lässt sich schon dauerhaft von seiner Sucht abbringen, wenn er nicht stattdessen etwas Größeres und Schöneres bekommt? Dass wir Menschen aber – im schlechten oder guten Sinne – letztlich immer auf das Unendliche aus sind, habe ich dabei als eine anthropologische – manche würden sagen: theologische – These vorausgesetzt. Diese möchte ich indirekt dadurch begründen, indem wir uns jetzt auf die Suche nach den Schätzen machen, die anders als die materiellen Ressourcen, uns Menschen tatsächlich unbegrenzt offen stehen, Schätze, die uns keine „schlechte“, sondern eine wahrhafte Unendlichkeit erfahren lassen!

C. Erfahrungen des wahrhaft Unendlichen I: Das Schöne

Manche von Ihnen werden jetzt vielleicht gespannter lauschen, andere womöglich abwinken: Was soll denn das Schöne mit einer nachhaltigen Politik zu tun haben? Wie auch immer: Das Schöne hat in unseren Zeiten eine zweifelhafte Konjunktur. Da sieht man womöglich gleich den bürgerlichen Kitsch vor sich – vielleicht nicht mehr in Form von Gartenzwergen, so doch in Gestalt von deutschen Schlagern oder idyllischen Urlaubspostkarten. Weiter: Das Diktat von Schönheitsidealen, das Modeschauen und Werbung transportieren, drückt uns zudem mit unserem scheinbar nur gewöhnlichen Aussehen nieder, lässt uns vielleicht sogar an eine Schönheits-OP denken. Die Kunst selbst, die einstige Hüterin des Schönen, ist schließlich den Verruf geraten, nur noch Waren für den Markt, wenn auch exquisite, zu produzieren.

Ja, der Markt hat das Schöne fest im Griff, weil sich damit gut Geld verdienen lässt, aber auch weil er es als notwendige Kompensation braucht, produziert er doch selbst – von löblichen Ausnahmen abgesehen – nur Seelenloses und Trostloses. Nicht von ungefähr hat sich die moderne Kunst, die sich nicht mit den Erfordernissen des Marktes gemein machen will, zumindest von dem Ideal klassischer Schönheit, der ungebrochenen Harmonie, abgewandt. Wenn man heute eine Ausstellung oder ein Konzert eines zeitgenössischen Künstlers bzw. Komponisten besucht, so ist man zumindest zunächst bestenfalls irritiert.

Dass der Markt so sehr nach dem Schönen krallt, ist für mich ein Zeichen dafür, dass dieses für menschliches Leben überhaupt unverzichtbar ist. Deshalb kommt es darauf an, das Schöne von den Pervertierungen und dem

Missbrauch, die ihm angetan werden zu befreien, und es immer wieder neu zu erfinden. Ich möchte also an der Kategorie des Schönen festhalten, wenn auch nicht unbedingt im Sinne der ungebrochenen klassischen Harmonie.

Vielleicht sollte man eher in einem weiten Sinn von ästhetischer Erfahrung sprechen. Es geht mir nämlich um solche Erfahrung, in denen uns etwas für unser Leben Bedeutsames sinnlich und geistig inne wird – etwas, wovon wir berührt und ergriffen werden, wenn wir es im wörtlichen Sinn wahrnehmen, das heißt in seiner Wahrheit auffassen. Zugespitzt ausgedrückt ist für mich das Schöne etwas, das mich, wenn ich seiner inne werde, ein Stück weit mehr zu einem Liebenden macht. Dazu im nächsten Abschnitt mehr.

Wie auch immer: Ohne das Schöne fehlte es unserem Leben an etwas ganz Wesentlichem. Der Dirigent Claudio Abbado hat einmal gesagt: „Kultur ist Reichtum, Reichtum ist aber nicht Kultur“ – und bezeichnete damit einen Unterschied, den ich im Folgenden in Bezug auf das Schöne, das ja wesentlich zur Kultur gehört, ein wenig herausarbeiten möchte.

Natürlich ist das Thema des Schönen ein weites Feld, deshalb kann ich auf das Phänomen nur insoweit eingehen, als es für unser Thema relevant ist: Inwieweit fördert die Erfahrung des Schönen ein gelingendes und gutes Leben? Inwiefern hat diese mit wahrhafter Unendlichkeit zu tun. Zuvor aber erst wieder eine Insel der Reflexion:

[Insel innerer Reflexion: Erinnern Sie sich möglichst genau daran, als sie zuletzt etwas Schöнем begegnet sind! Wie erging es Ihnen dabei?]

Zunächst einmal: Um etwas Schöнем inne zu werden, bedarf es einer gewissen frei gewählten Haltung. Der eine will nur möglichst schnell von A nach B kommen und nimmt auf seinem Weg gar nichts wahr, die andere lässt sich etwas Zeit, hält ihre Augen offen, bemerkt, wie ein herbstliches Ahornblatt zu Boden fällt oder wie ein Fremder sie kurz anlächelt. Die Haltung, auf die es hier ankommt, lässt sich kultivieren, kann über den Augenblick hinaus ausgedehnt werden, wenn man überhaupt durch die Natur mehr wandelt als schreitet, oder wenn man einer Klaviersonate lauscht oder sich in ein Gedicht vertieft. Um was es hier geht, ist vorhin kurz angedeutet worden: um die Muße – mithin um das, was durch die zunehmende Beschleunigung unseres Lebens immer seltener und kostbarer wird.

Als nächstes möchte ich Kant zitieren, um die Erfahrung des Schönen zu präzisieren: Dieser spricht in diesem Zusammenhang von einem „interesselose Wohlgefallen“. Darin steckt zweierlei: Erstens bedeutet dies, dass wir mit dem Betrachten des Schönen keine irgendwie pragmatische Zwecke verfolgen, wir geben uns dem Schönen um seiner selbst willen hin, es ist nicht wie das gewöhnliche Kochen oder Geldverdienen ein Mittel für etwas anderes, sondern ein Selbstzweck. Wenn man es dabei belässt, das Schöne nur inne zu werden, es nicht haben, gar vermarkten will, dann ist seine Erfahrung auch frei von Gier, die wir oben am Beispiel des Konsumzwanges herausgestellt haben. Der Genuss des Schönen kann sogar von scheinbar lieb gewonnenen Konsumzwängen befreien.

Zweitens ist das Schöne, da es gefällt, mit einer positiven, genauer mit einer freudigen Stimmung verbunden. Ästheten sind somit möglicherweise ein Stück weit gegenüber den Zumutungen griesgrämiger Moralisten gefeit. Vielleicht wohnt dem ästhetischen Genuss sogar eine gewisse Moralität inne, eine die sich aber ganz und gar freiwillig und eben auch positiv gestimmt vollzieht. Denn wenn ich etwas wirklich schön finde, z.B. einen Baum, dann ist damit unwillkürlich der Wunsch, ja der Drang verbunden, es zu bewahren. Wer wirklich etwas als schön erfährt, für den ist nichts schlimmer, als dass es verschwinden, gar mutwillig zerstört werden könnte. Darin könnte eine Perspektive für eine zukunftsfähige Umweltpädagogik liegen.

Soweit müsste nun deutlich geworden sein, dass die Erfahrung des Schönen uns einiges von dem schenkt, was zu einem gelingenden und guten Leben wesentlich gehört – Qualitäten mithin, die heutzutage zunehmend rar werden. Inwiefern hat die Erfahrung des Schönen nun aber auch etwas mit wahrhafter Unendlichkeit zu tun? Ist das Schöne nicht vielmehr genauso vergänglich, ja vielleicht sogar noch vergänglicher, noch verletzlicher als alles andere?

Was seinen materiellen Teil und die objektiv-zeitliche Dauer seiner Wahrnehmung betrifft, stimmt das sicherlich – aber nicht unbedingt, was unsere subjektive Erfahrung angeht. Diese ist nämlich überaus merkwürdig beschaffen: Der ästhetischen Genuss an einem „Werk“ lässt sich nämlich, solange wir leben, unendlich wiederholen, ohne dass uns dabei langweilig wird – ja, vielleicht steigert sich die Intensität des Genusses sogar von Mal zu Mal:

Dies können wir beispielweise erleben, wenn wir eine Sinfonie oder ein anderes anspruchsvolles Musikstück mehrmals hören, wir finden dann erst mehr und mehr in das Wesen dieses Werkes hinein. Wenn wir nicht abgelenkt sind, sondern ganz und gar in Muße sind, dann sind wir offen für die unendliche Kraft dieser Musik. Das ist möglich, weil das wahrhaft Schöne gewissermaßen eine unendliche Ressource darstellt: Sie wird durch fortschreitenden Genuss nicht weniger, sondern eher mehr.

Dass sich die Intensität einer ästhetischen Erfahrung unendlich steigern kann, bringt sie in eine gewisse Nähe zu der Tätigkeit, die wir oben beschrieben haben: Geld verdienen, um bis ins Endlose immer mehr Geld anzuhäufen. Das Pervertierte dieser Unendlichkeitserfahrung haben wir darin entdeckt, dass es in sich maßlos ist und nie zum wirklich befriedigten Gefühl führt, genug zu haben.

Bei der ästhetischen Erfahrung verhält sich dies anders – und gerade das ist ihr Signum, wahrer Unendlichkeit innewerden zu können: Zwar verspüren wir auch hier den Drang, Schönes immer intensiver zu erleben, aber egal welchen Grad wir erreichen, jedes Erlebnis erfüllt uns mit Zufriedenheit. Es gibt nicht die letztthinige Seligkeit, sondern jede einzelne Erfahrung macht uns in gewisser Weise selig. Anders als beim Geld oder einer anderen Sucht werden wir bei ästhetischen Erfahrungen nicht zwanghaft von einem Kick zum nächst höheren Kick getrieben – auch wenn manch ein besessener Künstler den Anschein erweckt, es sei so. Vielmehr verhält es sich so – und dies lässt sich nur paradox ausdrücken -, dass, wenn sich ein Drang zur Steigerung ergibt, dieser einer freien Notwendigkeit folgt, sich als ein zwangsloser Zwang vollzieht. Von dieser Gelassenheit im Streben ist der Geldspekulant unendlich entfernt.

D. Erfahrung des wahrhafte Unendlichen II: Die Liebe

Mit der Liebe verhält es sich in vielen Aspekten ähnlich wie mit dem Schönen. Das ist kein Zufall, ist doch das Schöne – nicht immer seine äußere Hülle – der Auslöser für unseren Liebesdrang. Dies hat keiner eindrücklicher beschrieben als Platon.

[Insel innerer Reflexion: Inwiefern enthebt uns die Erfahrung der Liebe den oben beschriebenen Zwängen unserer modernen Realität?]

Dass die Liebe für ein gelingendes Leben genauso vordringlich ist wie das Schöne, zeigt sich – meist in verkehrter Weise – zunächst wieder in der herrschenden Realität: Nichts lässt sich in unserer Medienwelt besser vermarkten als Liebes- und Sexgeschichten. Gerade weil Liebe zu Recht für unbezahlbar gilt und damit ein allerletztes Refugium inmitten der allgegenwärtigen Konsumzwängen sein könnte, richten sich die Begehrlichkeiten einer immensen Liebes-Industrie auf sie. Unser Bedürfnis nach Liebe und Sexualität ist so groß, dass wir bereit sind, uns alles reinzuziehen und auch dafür zu bezahlen, was uns zumindest die Illusion dieses großen Glücks verspricht.

Illusorisch wäre es zu glauben, dass unsere konkreten persönlichen Beziehungen sich den Realitäten und Zwängen des Marktes entziehen könnten. Es sind nicht zuletzt unsere irrgleiteten Vorstellungen von der romantischen Liebe, die sich passgenau in diesen einfügen: Wir hegen den Wunsch, den einen und einzigen Partner zu finden, der uns bis zu unserem Tod glücklich macht. Dies birgt die Gefahr, diesen „Schatz“ letztlich nur als Reservoir zu sehen, der für die Erfüllung unserer narzisstischen Wünsche zuständig ist. Überhaupt sollten wir uns von der Fixierung lösen, Liebe ließe sich nur im eingezäunten Privatissimum einer Partnerschaft erfahren. Doch der marktkonforme Mythos von der romantischen Liebe ist ein allzu weites Feld, um hier ausführlich entmystifiziert zu werden.

Gehen wir deshalb von einem unverfänglicheren Befund aus: Erfüllende persönliche Beziehungen sind Umfragen zufolge den meisten Menschen das wichtigste Gut in ihrem Leben. Das stimmt mit dem überein, was Hirnforscher herausgefunden haben: Glückliche Begegnungserlebnisse bewirken die größte Ausschüttung an Glücksbotenstoffen in unserem Gehirn.

Schauen wir uns das Phänomen nun ein wenig genauer an – allerdings leider nur in sehr, sehr abgekürzter Form! Wie die Erfahrung des Schönen, bedarf die Liebe der Aufmerksamkeit – einer bestimmten Art der Muße: Wenn ich nicht auf die zwischenmenschliche Begegnung achthabe, so wird sich kein Zauber einstellen, sondern nur phantasielose Routine.

Eine Liebesbegegnung geschieht auch – wenn sie diesen Namen verdient –, um ihrer selbst willen. Sie ist kein Mittel, um etwas anderes damit zu erreichen und wenn sie doch zugleich zu etwas zunutze ist, so spielt dies einfach nur beiher.

Weiter: In der Bibel heißt es treffend „Die Liebe sucht nicht das Ihre“, damit ist gemeint, dass es mir in einer wirklichen Begegnung und einer Beziehung nicht um mich selbst geht – zumindest nicht in erster Linie –, sondern um den anderen. In der Liebe werden wir frei von unserer Fixierung auf unsere Eigeninteressen – und damit von dem Zug, der in unserem wirtschaftlichen System so sehr forciert wird. Statt um Selbstsucht und Konkurrenz, geht es in der Liebe um Hingabe, Verbundenheit, Mitgefühl und Kooperation.

Gern wird deshalb das Lieben mit dem Schenken verglichen: Man verschenkt sich oder zumindest etwas von sich, ohne zwanghaft ein Gegengeschenk zu erwarten. Wird man dann aus freien Stücken seinerseits wieder beschenkt, womit die gegenseitige Liebe in den Fluss kommt, ist die beiderseitige Freude groß – eine Freude, die unvergleichlich größer als die, die man durch einen Sieg in welchem Wettkampf auch immer erlebt.

Woran das liegt, erklärt vielleicht die folgende Einsicht: Für eine Begegnung der Liebe kann man sich, ja muss man sich zwar öffnen, diese lässt sich aber nicht machen oder sonst irgendwie herstellen, sie geschieht vielmehr letztlich in Form einer Gnade, die denen, die sich als Ich und Du begegnen, unverfügbar ist. Damit entzieht sich die Liebe selbstredend der technischen Machbarkeit. Man kann ja nur darüber staunen, welche großen Fortschritte die Menschheit auf technischen Gebieten gemacht hat, man denke nur an die digitalen Medien, doch was die Liebe angeht, sind wir Heutigen – wenn überhaupt – nur wenig weiter entwickelt als die Neandertaler.

Damit sind wir bei der Frage, ob man in der Liebe überhaupt Fortschritte machen kann, ob sie nicht ganz und gar ein unkalkulierbares „Himmels Geschenk“ ist. Ich glaube: Wir können sie zwar nicht erwirken, aber wir können verhindern, dass sie unser Leben verwandelt. Tun wir das nicht und arbeiten wir stattdessen daran, unsere Widerstände abzutragen, dann tritt die Liebe in ihrer unendlichen Kraft in unser Leben – nur sie hat das Potential, uns bis ins Unendliche persönlich wachsen zu lassen.

Tatsächlich ist es bei der Liebe so wie beim Geldverdienen: Man hat nie genug. Aber während das Geld letztlich nichts anderes als ein Phantasma ist, das uns nie wirklich erfüllt und uns deshalb immerfort zwanghaft vorantreibt, ist die Liebe eine reale und zudem unerschöpfliche Quelle unserer Erfüllung. Von ihr gibt es – anders als bei materiellen Ressourcen – mehr als genug. Deshalb

brauchen wir, wenn wir endlich unsere Brille abnehmen, die uns alles als beschränkt und knapp sehen lässt, keine Angst haben, dass wir zu kurz kommen könnten. Anders als in der marktwirtschaftlichen Realität ist hier, mehr für dich, nicht weniger für mich – vielmehr gilt: In der Liebe ist mehr für dich auch mehr für mich. Deshalb gilt es fast als ein Frevel, sie allzu sparsam zu dosieren.

Unsere Sehnsucht nach wahrhafter Unendlichkeit erfüllt sich in der Liebe auch genauso gelassen, wie es zuvor bei der ästhetischen Erfahrung beschrieben wurde: Intensivierung bzw. Vertiefung der Liebe vollzieht sich nicht als gierig-zwanghafte Sucht, sondern in der Stimmung der Zuversicht, die sich ihres Zieles sicher ist, weil es immer schon anwesend ist.

Nun sind wir also wieder beim Thema der Unendlichkeit angelangt und es könnte die Frage aufkommen, ob wir dabei nicht allzu großspurig werden und den konkreten Menschen, wie er leibt und lebt, übergehen. Das Gegenteil ist der Fall: Denn anders als bei den marktbedingten Zwängen der persönlichen Selbstoptimierung, die wir oben kurz skizziert haben, kommt es in der Liebe darauf an, dass man den anderen und auch sich selbst zunächst so annimmt, wie er oder wie man selbst ist – mit der ganz individuellen und endlichen Schönheit, aber auch mit all den Unzulänglichkeiten, Schwächen und vielleicht auch nicht so schönen Ecken. Die Unendlichkeit, der wir in der Liebe begegnen, ist somit eine, die unsere endliche Natur, unsere individuelle Besonderheit gerade unbeschädigt in sich aufnimmt. Nur deshalb dürfen wir sie zu Recht auch eine wahrhafte Unendlichkeit nennen.

In anderen Fall, im Fall der pervertierten Unendlichkeit, „liebte“ man nur ein Idealbild, welches aber allenfalls für die Phase taugt, in der der Rausch der Verliebtheit über uns hinweg fegt. Liebt man ein Ideal, dann liebt man aber nicht den konkreten Menschen – das hat keiner nachdrücklicher formuliert als Georg Büchner, der in seiner Erzählung „Lenz“ seine Titelfigur sagen lässt: „Man muss die Menschen lieben, um in das eigentümliche Wesen jedes einzudringen, es darf einem keiner zu gering, keiner zu hässlich sein, erst dann kann man sie verstehen.“

E. Die politische Relevanz des Schönen und der Liebe

Nach diesen Ausführungen ist vielleicht plausibel, inwiefern Erfahrungen des Schönen und der Liebe uns zumindest auf individueller Ebene vom Wachstums- und Konsumzwang erlösen können: Wir kennen alle den Ausdruck „Kummerspeck“, vielleicht verhält es sich mit unserem Konsumverhalten genauso: Wir versuchen unerfüllte wahrhafte Bedürfnisse dadurch zu kompensieren, dass wir maßlos konsumieren oder uns unentwegt optimieren. Wer aber im Schönen und in der Liebe des wahrhaft Unendlichen teilhaftig wird, kann vielleicht den Verlockungen des „schlechten“ Unendlichen besser widerstehen.

Soweit stimme ich mit einigen wertkonservativen Wachstumskritikern überein. Ich gehe aber über deren Konzepte hinaus, indem ich nach der politischen Relevanz solcher Erfahrungen frage? An dieser Stelle möchte ich Sie noch ein letztes Mal zu einer stillen Reflexion einladen:

[Insel innerer Reflexion: Was könnte die politische Relevanz von Erfahrungen des Schönen und der Liebe sein?]

Ein Einwand steht im Raum: Gehören Erfahrungen des Schönen und der Liebe nicht nur der Privatsphäre an und haben sie darin ihren allein rechtmäßigen Platz? Mit der gesellschaftlichen Realität habe es aber rein gar nichts zu tun, diese folge nämlich den Gesetzen des Immer-mehr, der Konkurrenz und der Beschleunigung: Wir seien schlicht und einfach Menschen zweier Welten.

Es lässt sich noch ein weiterer Einwand vortragen: Selbst wenn man eine gesellschaftliche Relevanz dieser scheinbar rein privaten Phänomene einräumt, müsse man doch sehen, dass das Schöne und die Liebe nicht zuletzt auch zeitlich gesehen immer nur punktuelle Erfahrungen seien, die in der gesellschaftlichen Realität nur eine marginale Rolle spielen. Sie seien nichts als willkommene Einsprengsel in eine harte Realität, die letztlich von diesen nicht tangiert wird.

Bei all diesen Einwänden wird eines vergessen: So privat, so fragil, so punktuell die Erfahrungen des Schönen und der Liebe auch immer scheinen, in ihnen steckt letztlich ein ungeahnte Kraft. Dies hat zumindest Nelson Mandela so gesehen. Er war zwar kein gelernter Philosoph, dafür hatte er aber einen reichen Schatz an Lebenserfahrung. Bei seiner Einsetzung als südafrikanischer Präsident sagte er unter anderem folgende Sätze:

„Unsere tiefgreifendste Angst ist nicht, dass wir ungenügend sind. Unsere tiefgreifendste Angst ist, über das Messbare hinaus kraftvoll zu sein. Es ist unser Licht, nicht unsere Dunkelheit, die uns am meisten Angst macht. [...] Sich selbst klein zu halten, dient nicht der Welt. Es ist nichts Erleuchtetes daran, sich so klein zu machen, dass andere um dich herum sich nicht unsicher fühlen. [...] Und wenn wir unser eigenes Licht erscheinen lassen, geben wir unbewusst anderen Menschen die Erlaubnis, dasselbe zu tun. Wenn wir von unserer eigenen Angst befreit sind, befreit unsere Gegenwart automatisch andere.“

Diese Sätze rufen womöglich erst einmal ein ungläubiges Staunen hervor: Ist dieser Mann nicht größenwahnsinnig, wenn er glaubt, wir Menschen seien im Grunde unendlich kraftvoll? Ich möchte diese Frage hier auf sich beruhen lassen und lediglich Folgendes anmerken: Wenn er sagt, dass in uns eine über das Messbare hinaus gehende Kraft lebt, so meint er damit letztlich nichts anderes als die Kraft der Liebe, die letztlich immer Schönes bewirkt. Denn so wie Mandela diese Kraft beschreibt weckt und entfaltet sie sämtliche in uns schlummernden Potentiale – und zwar, was entscheidend ist, nicht auf Kosten von anderen, vielmehr im positivem Einklang mit allem, was ist. Was hier beschrieben wird, ist eine Kraft, die unendlich über die Kräfte des Marktes und der Technik hinausgeht, eine Kraft, die uns in das Feld des wahrhaft Unendlichen bringt, welches uns mit einer Fülle beschenkt, von der es – anders als bei unseren irdischen Rohstoffen – mehr als genug gibt.

Das ist natürlich eine große Vision, eine Vision die zugegebenermaßen noch ziemlich vage ist. In einem bestimmten Sinne wird sie auch immer vage bleiben, denn Erfahrungen des Schönen und der Liebe lassen sich moralisch nicht einfordern und schon gar nicht erzwingen. Von daher bleiben sie – zum Glück – immer auch außerhalb der politischen Sphäre.

Zugleich können sie aber immer auch externe Leitsterne für eine konkrete Politik sein: Denn das, worum es uns in unserem Leben vorrangig geht, darf politisch nicht behindert, gar verunmöglicht, sondern soll vielmehr befördert werden – oder, um einen Ausspruch von Marx abzuwandeln: Es sind Verhältnisse zu schaffen, in denen jeder Mensch ein Liebender sein und einen Sinn für das Schöne entwickeln kann.

All das soll nicht heißen, dass die ganze Welt zu einem Kunstparkt werden soll, in dem jeder jeden im persönlichen Sinne liebt. Auch werden mit dieser Vision

konkrete politische Strategien ganz und gar nicht überflüssig. Aber die Kraft der Liebe und des Schönen, kann politisch ausstrahlen und sich in geeigneten gesellschaftlichen Verhältnissen manifestieren. Konkrete Modelle hierfür werden bereits vielerorts entwickelt – das nährt die Hoffnung auf eine zukünftige Welt, die weitaus schöner ist, als die gegenwärtige.